

Halleische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Montag 7. Januar 1895.

Berliner Druckerei Berlin C, Goldschmidtstraße 8.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Nachrichten und Fernschreiben.)

Wien, 7. Januar. Die Meldung von der bevorstehenden Erwerbung des Congo-Staates ist...

Wien, 6. Januar. Wie die 'Agenzia Stefani' meldet, ist der italienische Vizekonsul in Paris...

Wien, 7. Januar. Die 'Agenzia Stefani' meldet aus Raffawa: General Baratieri ist in Somalia eingetroffen...

Warschau, 7. Januar. Der General-Gouverneur Graf Schuwalow wurde das angelegentlichste Kapital der ehemaligen Kronländer von Polen...

Toronto, 7. Januar. Eine große Feuerbrunst im Geschäftsviertel wüthete gestern Vormittag. Ein großes Abtheilung der Hauptstraße...

England und Rußland.

(Von unserem Londoner u. Korrespondenten.)

London, 5. Januar. Fürst Bismarck sagte einmal, daß ein Krieg zwischen England und Rußland...

Konstantinopel dürfte fortan nicht mehr als Barriere zwischen uns bestehen bleiben, denn erstens kann Rußland dort nicht mehr...

Wenn wir nun die russischen Zugeständnisse an England im Zusammenhang mit der Bismarckfrage näher betrachten...

Wie der 'Reichsanzeiger' mittheilt, gelangte man in der vorliegenden Beratung...

über den Hindufußhalten. Es bedeutet das eine große Gebietsvergrößerung, denn Ostindien liegt mehr als einen halben Breitenkreis weiter nördlich als Kabul...

Deutsches Reich.

* Betreffs der Ansprache des Kaisers bei dem Ausjahrempfang der kommandirenden Generale stellt die 'Schles. Zeitung' gegenüber...

* Der am Freitag stattgehabene Kronrath, an welchem der Kaiser beinahe die Stunden lang zugegen war...

* Eine Berliner Zählung zufolge sind diplomatischen Kreisen, daß die Heise des Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe zum Fürsten Bismarck...

* Die Welt-Neuigkeiten erfahren an südafrikanischer Stelle, daß die Mitternachtung vom Reichsbesitzer des Ozean-Dampfers in Berlin...

* Das Ordensfest wird am 20. Januar gefeiert werden. Für das Kapitel des Schwarzen Adlersordens...

* Zur Frage des Ministeriums des Herrn v. Levetzow schreibt die 'Nordd. Allg. Ztg.':

* In den Entscheidungen der Reichs- und Reichsrathspräsidenten geht uns von zweifelhafte Seite die positive Nachricht an...

* Der 'Post' zufolge beabsichtigt Herr v. Levetzow die Frage nach Erweiterung der Disziplinärverfügung des Reichs-Präsidenten...

* Die 'Kreuz-Ztg.' hält es für wahrscheinlich, daß das Centrum die Umstrukturierung mit einigen Veränderungen...

* Die 'Samburger Nachrichten' bemerken, sie hätten von Anfang an ein Verlangen nach der Umstrukturierung...

* Nach einer Verfügung der Minister des Innern und der Finanzen vom 31. December 1894...

* Die 'Staats-Ztg.' meldet: Wie aus unterrichteter Quelle verlautet, beschäftigt sich der Bundesminister Freiherr v. Bodelschwingh...

* Man hört vielfach die Befürchtung äußern, daß bei der nunmehrigen Einberufung...

* Die Einheitsliste der Werthabgabe seitens der Reichs- und Reichsrathspräsidenten...

* Die 'Post' tritt in einem bemerkenswerthen Leitartikel für die Bewilligung der Mittel zum Schiffbau...

* Die 'Post' tritt in einem bemerkenswerthen Leitartikel für die Bewilligung der Mittel zum Schiffbau...



[Nachdruck verboten.]

Bruder Roderich.

[5] Roman von Carl Ed. Klopfer.

Sie machte Miene, ein helles Lachen anzustimmen, als sie sich noch rechtzeitig bejann. Mit ernstem Gesichte legte sie den Finger an den Mund und lenkte die lebhaften, hellen Augen nach der Portiere der Krankenstube.

„Verzeihen Sie!“ sagte sie leise, mit der delikateſten Beforgniß in der biegsamen Stimme. „Ihre Frau Mutter! . . . Ich hoffe doch, sie fühlt sich etwas wohler?“

Roderich zuckte die Achseln. „Sie dürften besser wissen als ich, mein Fräulein, wie traurig es mit ihr steht.“

Sie lenkte seufzend das Köpfchen, die Lippen aufeinandergepreßt, wie in einem großen Schmerze, den sie nicht laut werden lassen wollte.

Jetzt kamen Gilbert und seine Cousine aus dem Nebenzimmer.

„Nene!“ rief der junge Mann halblaut, auf die Schöne weisend und ihr die Fingerippen küßend, die sie ihm voll Grazie hinreichte. „Vergieb! Ich erwartete Dich nicht zu dieser ungewohnten Stunde.“

„Mein Gott, mich litt es nicht zu Hause! Ich lief Tante Justine davon. Ich mußte wissen, was heute der Arzt gesagt hat. Nun?“

Auch Gilbert zuckte nur mit einem trostlosen Seufzer die Achseln.

„Es ist nicht zu ändern. — Du kannst sie übrigens jetzt nicht sehen; sie schläft.“ Dann setzte er in verändertem Tone, sich an den Bruder wendend, hinzu: „Aber wie ich sehe, habt Ihr Euch miteinander schon befannt gemacht?“

Nene lächelte wieder. „Nicht so ganz. Bis jetzt ist die Bekanntschaft nur einseitig. Sei so gütig und stelle mich dem Herrn Schwager vor!“

„Schwager?“ rief Roderich verblüfft. Gilbert nickte. „Du weißt noch nicht, daß ich verlobt bin. Hier meine Braut: Fräulein Renée de la Croix.“

Roderich verneigte sich tief, aber es war etwas sehr Höfliches und Kaltes in dieser Bewegung. Man konnte glauben, daß ihn der ausländische Name so befreunde. Er fand nicht einmal eine Glückwunschphrase, wie sie jetzt am Plage gewesen wäre. Als er aufblickte, sah er, daß die Augen — Josefines fest auf ihn gerichtet waren. Sie machte sich an der Spiegelkonsole am Fensterepfeiler zu schaffen, von wo aus sie ihn unausgeseht beobachtet haben mußte. Bei diesem Gedanken beschlich ihn ein seltsam unbehagliches Gefühl, über das er sich keine Rechenschaft zu geben wußte.

Nene übernahm es mit großer Redegewandtheit, sich mit dem künftigen Schwager auf den Fuß verwandtschaftlicher Vertraulichkeit zu setzen. Sie war entschieden eine Meisterin in der weiblichen Kunst, über schwierige Situationen hinwegzukommen. So herzlich sich auch die Brüder wieder begegnet waren, hätten sie sich doch nicht so reich in den Austausch ihrer Erlebnisse in den verfloffenen zehn Jahren finden können, als solches dieses geistreiche Mädchen zu vermitteln verstand. Roderich zeigte sich zwar etwas steif und zerstreut, nahm aber keinen Anstand, sich über seine gegenwärtigen Lebensverhältnisse zu verbreiten und so die angebahnte brüderliche Einigung — wenigstens äußerlich — vollständig zu acceptiren. Als er im Lauf des Gesprächs erwähnte, daß er sich vor zwei Wochen nach Rügen begeben habe, um sich eine mehrmonatliche Sommerfrische in völliger Ruhe zu gönnen, durchzuckte ihn momentan die Empfindung, daß er besser gethan hätte, das zu verschweigen. Nun konnte er nicht leicht einen Vorwand zu seiner früheren Abreise geltend machen, wenn ihm eine solche geboten erscheinen sollte. Trat ein Wunder ein und erholte sich die Mutter wieder, so war ja alles — wie zuvor. War jedoch ihr Ableben nur

mehr die Frage einer kurzen Zeitspanne — was wollte er dann noch hier? Die Dinge waren anders geworden, als er sich auf seiner Perreise ausgemalt hatte, auch soweit sie jetzt den Bruder angingen. Er hatte sich nicht im entferntesten träumen lassen, daß Gilbert, der dreißigjährigen jährige Jüngling, eine Braut haben könnte, das heißt — ein Hinderniß auf dem Wege zu seinem ganzen Herzen. Eben weil die Brüder nicht an die mißliche Vergangenheit anknüpfen durften, hätten sie jetzt lange, lange allein sein müssen, um die zarte Blanke, die beim Wiedersehen zwischen ihnen aufgeproßt war, behutsam zur kräftigen Schlingpflanze aufzuziehen. Ein Brautverhältniß aber, das den besseren Theil der Liebe des Einen gefangen nahm, war dem nicht günstig. Er, Roderich, mußte dann auf jeden Fall im Wege sein.

Das war's, was ihn mit einer gewissen Feindseligkeit gegen dieses blendende Geschöpf erfüllte — oder er erklärte sich damit wenigstens den peinlichen Eindruck, mit dem er sich so plötzlich der künftigen Gattin des Bruders gegenüber sah.

Ueber Renée vernahm er, daß sie die Tochter eines in russischen Kriegsdiensten gefallenen Majors war, der einer Emigrantenfamilie aus altem französischen Adel entstammte. Mehr als einmal war dieses unruhige, gallische Geschlecht, das einst sehr begütert gewesen, arm, reich und wieder arm geworden. Der Major Horace de la Croix war dürrig wie eine Kirchenmaus dahingegangen, und seine Tochter sodann von einer unverheirateten Tante an Kindesstatt angenommen worden.

Das erzählte sie alles selbst, mit einer überprüfenden Beweglichkeit, die Roderich in athemlose Verwirrung setzte.

„Na, Sie werden sich wundern, Schwager Roderich,“ sagte sie, ihm vertraulich zunicend. „Sie werden sich entsetzen, wie es bei uns aussieht. Wir leben da auf einer Ritterburg, die einst zu einem Erbgut unserer Familie gehörte. Tanten Justine hat zu thun, daß man ihr das Ding nicht wegnimmt oder daß es nicht über unsere Köpfe zusammenstürzt, was alle Tage zu befürchten ist. Da sehen Sie einmal!“

Sie neigte sich aus dem offenen Fenster und nöthigte ihn, ein gleiches zu thun. Sie mußte sich auf seine Schulter stützen, um zur Seite, über die Bäume des Vorgartens hinweg, die Richtung bezeichnen zu können.

„Dort drüben, sehen Sie das gestricke, spitze Schindeldach mit der Wetterfahne? Das ist unser Bellevue, der Thurm unseres stolzen Schlosses. Wenn der Wind von den Bergen daherkommt, knistert und wankt es in allen seinen Fugen. Ich sage Ihnen, Sie werden sich grauen, wenn Sie zu uns herüberkommen. Es herrscht ein wahrer Trödelmarkt bei uns.“

„Nun,“ bemerkte Roderich, etwas verlegen über die Nonchalance, mit der sie über ihre zerrütteten Vermögensverhältnisse plauderte, „so ein altes Bauwerk hat doch immer seinen romantischen Reiz. Das empfinden Sie ja auch, mein Fräulein.“

„Weil ich über diesen trostlosen Zustand so leicht hinwegsehe? Das geschieht nur, weil ich weiß, daß das nicht mehr so lange dauern wird — nicht wahr, mein Freund?“ lächelte sie über ihre Schulter Gilbert zu. „Sobald wir Mann und Frau sind, lassen wir das alte Gerümpel niederreißen und bauen an seiner Stelle ein schmuckes Luifischlöcher.“

Gilbert bejahte. Sein Blick ruhte liebevoll auf der holden Gestalt, die in einer so anmuthigen Pose am Fenster lehnte, als wäre sie eben erst auf Feenschwingen da hereingeflogen, zu flüchtiger Raft.

„Wissen Sie, ein Bijou für mich, so eine Art Pavillon im Rokokoſtyle, eine niedliche Spielerei mit einem Ziergarten, mit einem Teich und einer Voliere.“

„An Stelle des historischen Baues voll ehrfurchtgebietender Reminiscenzen?“ fragte Roderich betroffen.

„Was nügen mir diese, wenn sie nichts zu meiner Behaglichkeit beitragen? Ach, ich habe überhaupt keinen Respekt vor einer noch so alten Vergangenheit. Ich bin ein Kind der Gegenwart und will heiteres Leben und mich sehen. Die gute Tante Justine

freilich, die will von einem Abbruch der Ruine nichts wissen; sie ist ihr ans Herz gewachsen wie eine Jugendliebe. Aber was will sie machen? Wenn nicht Gilbert das verichimmelte Gemäuer kauft, so verfeigern es ihr über kurz oder lang die Gläubiger. Verlieren muß sie es auf jeden Fall."

"Om!" Roderich schielte nach dem Bruder. Dieser antwortete mit gewichtiger Ueberzeugung:

"Es ist Naturbestimmung, daß sich neues Leben auf Schutt und Trümmern gesunkener Herrlichkeit aufbaue. Und wenn sich die Tante auch gegen die Macht der Zeit sträubt, so kann sie es doch nicht — gegen die unbesirrtene Macht Deines Wortes, mein liebes Kind."

Ueber Renée's blendendes Gesicht huschte ein triumphirendes Lächeln.

Roderich nagte nachdenklich an seiner Lippe. Hatte Gilbert nicht wirklich recht mit seiner Behauptung, daß das blühende Leben sich nichts von seinen Herrigervorrechten nehmen lasse? Da drinnen bereitete sich — die Mutter zum Tode, und hier verloren sich die Kinder tändelnden Geplauders in die Zukunft, die über Leichen noch schneller hinwegschreitet als über Mauertrümmer. Und tollends recht hatte er, wenn er von der unbeswinglichen Macht dieses Mädchens sprach, das wie der Genius der souveränen Gegenwart erschien. War es nicht eigentlich ihre Gesellschafft, der von ihrem verführerischen Weisen ausgehende Duft, der ihre Umgebung zu leichtfertigen Vergessen unüberstehtlich hinriß?

"Was ich sagen wollte!" begann sie im ferneren Gespräche, sich wieder an Roderich wendend. "Warum nennen Sie mich immer Fräulein? Das klingt so förmlich. Ich nenne Sie doch bei Ihrem Vornamen. Sind wir denn nicht schon so gut wie verschwägert? In zehn Wochen soll ja unsere Hochzeit sein."

Roderich sah mit großem Erstaunen auf den Bruder, der jetzt ein wenig roth wurde und an seinem Schnurrbärtchen zapfte. Renée übernahm es, an seiner Statt eine Erklärung zu geben.

"Es sind wenigstens alle Vorbereitungen dazu getroffen und ein Aufschub wäre nicht — oder doch nur schwer möglich. Mein Gott, wir wußten allerdings nicht, welch ein trauriges Ereigniß mittlerweile eintreten sollte!"

Roderich verzog in bitterer Ironie den Mund. Gewiß, der Tod Frau Gräffers galt ihr schon als ausgemacht, und sie rechnete damit; und vor einer halben Stunde hatte sie sich den Anschein gegeben, als hoffe sie noch auf Besserung. Roderich begriff erit jetzt so ganz, mit welcher Gewalt diese junge Hexe über den Bräutigam herrichte. Hätte sie es verlangt, so würde er am Tage nach dem Begräbniß der Mutter die Hochzeit gehalten haben. Merkwürdigerweise aber erhöhte sich durch diese Reflexion Roderichs Interesse an der Französin. Eine stark ausgeprägte Individualität ist allerdings stets von einem gewissen Reiz. Ueberdies mußte er sich sagen, daß Gilbert eben nur das Verhängniß fast aller Mutterjöhnen theilte: stets einem weiblichen Einflusse zu unterliegen.

Die Strahlen der Abendsonne spielten auf dem zarten, wie Porzellan durchsichtigen Teint Renée's, sprühten in Funken auf ihrem Loreleyhaare und weckten in ihren tiefen, farblosen Pupillen einen goldigen Schimmer. Für Roderich erchien sie in dieser zauberischen Beleuchtung wie ein Märchenrätzel und er blickte mit einer Regung von Mitleid auf den Bruder. Nein, das war kein Weib, das einen Gatten eigentlich beglücken konnte, am wenigsten diesen lebenswürdigen Schwächling da! Daß Gilbert von ihrem Reiz geblendet worden war, das war wohl begreiflich. Aber wie kam die Mutter dazu, sich diese Schwiegertochter zu wählen? Und sie mußte die Neigung des Sohnes wohl gut heißen haben, denn sonst hätte ja dieser niemals seinen Willen durchgesetzt. Entweder hatte Frau Natalie's Ehrgeiz der veräilbte Adelstief der Nachbarinnen imponirt — oder Renée mußte selbst ihrem eigenen Geschlechte gegenüber über berückende Zauberkräfte verfügen.

Als Josefine, die mittlerweile von dem ebenfalls an diesen Salon stoßenden Speisezimmer aus ab und zugegangen war, jetzt an die Französin mit der Einladung herantrat, an dem späten Diner theilzunehmen, das sogleich servirt werden sollte, lehnte diese in verbindlicher Weise ab. Sie müsse gehen, sie habe sich ohnedies schon versäumt; die Tante werde bereits schmolten. Sie reichte Roderich kameradschaftlich die Rechte, dem Bräutigam die Linke und sprach mit gedämpfter, theilnahmsvoller Stimme ihr Bedauern aus, die theure Patientin nicht sprechen zu können. Dann richtete sie auch an Josefine einige lebenswürdige Abschiedsworte, auf welche jedoch nur mit einem frostigen Kopfnicken erwidert wurde.

Roderich sah beim Diner mit abgesspannter Miene neben dem Bruder, der Cousine gegenüber, und berührte die Speisen kaum. Er wäre am liebsten allein geblieben, hätte er Gilbert nicht zu verlegen gefürchtet. Dieser wartete vergeblich auf eine Bemerkung über Renée. So verließ das Mahl sehr einfüßig und in einer gedrückten Stimmung, welche jedoch dem Ernst der Creianisse angemessen erscheinen konnte. Zwei Mal verließ Josefine das Zimmer, um nach der Kranken hinüberzugehen; so oft sie zurückkam, fand sie die beiden Brüder so, wie sie sie verlassen hatte, schweigend nebeneinander am Tisch.

Kurz nachdem das Dessert aufgetragen war, ging auch Gilbert hinaus, um eine Viertelstunde bei der Patientin zuzubringen.

Da wandte sich Josefine mit einer kurzen Frage an ihren stummen Nachbar.

"Wie gefällt sie Dir?"
"Wer?" fragte er, aus tiefen Gedanken emporsahrend.
"D, Du weißt recht gut, wen ich meine!"
"Fräulein de la Croix?" entgegnete er erst nach einer kleinen Pause und langsam, als gelte es ein Terrain zu prüfen.
"Das könnte ich Dir schwer sagen. Ich bin mir nicht klar über den Eindruck, den ich von ihr empfinde."
(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Kapitäns.

[33] Roman von G. Rosenthal-Bonin.

Nach einer langen Besprechung mit dem Staatsanwalt ließ Runkeln sofort Beschlag auf das gesammte Vermögen des Kapitäns Hoorn legen, auf die schuldenfreie Besizung Hoorns in Nervi und auf siebenmalhunderttausend Lire, welche die banca nazionale in Genua für ihn verwaltete.

Der kleine Messor entfaltete eine derartige Energie, eine solche Raslosigkeit in der Betreibung dieses Prozesses, daß sogar Herr Girofalo erklärte, mit seinem deutschen Kollegen nicht Schritt halten zu können und außer Athem bei diesem Tempo zu kommen, wobei er an seine gewaltige Brust schlug.

Herr Runkeln lächelte nur, gleichsam verschämt, und rannte weiter, wie Herr Girofalo sich ausdrückte.

Die Verurtheilung Hoorns schien Allen selbstverständlich und die Person und der Name des berühmten großen deutschen Steuermanns wurde jetzt noch von dem schimmernden Glorienschein des Reichthums umflossen. Kein Wunder, daß er wie eine außergewöhnliche Erscheinung in dieser südlichen Stadt betrachtet wurde und ein steter Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Huldigung besonders von Seiten der Damen war. Sie nannten ihn nur den blonden Nollo, den schönen nordischen Jüngling, und sein harmlos fröhliches Weisen, das so durchaus der Art des Südens entsprach, seine Güte gegen Kinder, arme und alte Leute

bewirkten, daß ihn die ganze Stadt sozusagen verehrte und ihn in ihr Herz schloß. Er bekam, nach der lebenswürdigen Sitte der Subitaliener, Blumen zugeschickt, Früchte und geheime Liebesbriefe.

Er suchte öfter mit Therese zusammenzutreffen, diese jedoch ließ sich vor ihm nicht sehen, und Gründe, im Hotel sie aufzusuchen, wenn sie ihm auswich, hatte er nicht.

Hier und da besuchte er den Schwerkranken in dem Hospital, allerdings nicht völlig nur aus Theilnahme für diesen, sondern auch in der geheimen Hoffnung, die schöne Schwester dort einmal zu finden, stets jedoch war die große Blondine eben schon dagewesen oder sie kam kurz, nachdem er fortgegangen, das Glück begünstigte ihn in diesem Fall, wie er sich sagte, nicht sehr.

Am nächsten Tage sollte die große, die Hauptverhandlung gegen den Kapitän Hoorn, in welcher er sich über den Verbleib des „Lohenarin“ zu verantworten hatte, stattfinden, und Frig war stark in Anspruch genommen durch Unterredungen mit Runkeln und Girofalo. Wir lassen ihn jetzt mit den beiden Juristen Akten durchgehen und berathen und wenden uns währenddessen zu dem Castell, zur Zelle des alten Kapitäns.

Das starre vor sich Niedersehen, die Theilnahmslosigkeit des alten Mannes war nur eine Maske, unter welcher er seine Erregung hinsichtlich des Wiedererkennens durch den Matroisen Möllroie verbergte. Er war sich sofort bewußt, daß er jetzt einer schimpflichen Gefängnisstrafe entgegenging, und sein Plan war sofort gefaßt, aus dem Castell hier zu entweichen, bevor es noch zu einer Verhandlung kam.

Die Lage dieses kleinen Forts erleichterte eine Flucht mehr als jedweder andere Gefangenenauenthaltort, und dann wollte er auch sich und seiner Tochter die schmachliche Behandlung und die Verurtheilung ersparen.

Mit Geld war er noch genügend versehen durch seine Tochter und in New-York hatte der vorsichtige Mann hunderttausend Dollars auf seinen Namen bei der Unionbank stehen, die ihm kein Mensch und kein Gericht streitig machen konnten, weil Niemand davon etwas wußte und in seinen Büchern nichts davon stand.

Der Kapitän hatte die Schließersfrau gänzlich für seinen Plan gewonnen, und diese überaus habüchtige, kluge Person, deren Mann nur eine elende Besoldung besaß, entwarf selbst den Plan für die Flucht; sie sprach ihn mit dem alten Kapitän durch und stellte dann ein Briefchen des Vaters folgendes Inhalts seiner Tochter zu. Kapitän Hoorn schrieb:

„Liebe Gilda! Du weißt, daß ich fliehen muß, Zeit haben wir keine zu verlieren. Mein Plan ist, morgen Abend um zehn Uhr das Fort zu verlassen, es ist nöthig, daß Du von Allem unterrichtet bist. Die Frau des Schließers wird also durch ihre Schwester, die Du ja kennst, ein Boot mit zwei Rudern beschaffen, mit diesem fährst Du zu dem Castell, wie, wird Dir die Frau sagen. Du giebst der Frau jetzt gleich tausend Franken und bringst mir dreihunderttausend Lire in Banknoten mit. Du wirst nicht mit mir gehen, das würde die Flucht erschweren, Du kommst mit nach, ich werde Dir schreiben. Die übrigen achtundvierzigtausend Lire behältst Du vorläufig für Deine Sicherheit und Deckung Deines Lebensunterhaltes. Eintausend Lire erhält noch die Schließersfrau, sobald ich sicher in dem Boote sitze und abgefahren bin. Ich beabsichtige, in der Kleidung eines Steuermanns der königlich italienischen Marine zuerst nach Reggio mich überlegen zu lassen und von dort nach Brindisi zu gelangen, wo es mir leicht werden wird, auf einem der englischen oder französischen Indien-dampfer weiter zu kommen. Erschrick also nicht, wenn ein uniformirter Seemann in das Boot steigt. Die Nacht mußt Du wieder bei der Schließersfrau bleiben, wenn es nicht möglich ist, daß Du von der anderen Seite der Felszunge zu dem kleinen Fischerhafen gelangen kannst. Halte Dich also für morgen Abend um neun Uhr bereit.

Dein Vater J. Hoorn.“

Am nächsten Abend um neun Uhr fand sich Gilda bei der Schwester der Schließersfrau ein, ging darauf mit dieser zum Hafen, bestieg dort ein Boot, in dem zwei schweigende Männer saßen, und ohne daß ein Wort gewechselt wurde, fuhr das Boot mit ihr aus dem Hafen.

Der Himmel war unflort, nur schwacher Sternenshimmer ruhte dämmerig auf dem tiefdunklen Wasser, das im Schatten der Schiffe und Berg wie flüssiges Blei erschien.

Lautlos zog der Kahn über das Wasser, von einzelnen ruhigen, überaus kräftigen Rudern getrieben, die Schiffe bewegt.

Nach kurzer Zeit hielt man im Schatten eines Felsens, ziemlich weit vom Kastell, wo die Schließersfrau schon stand und Gilda in Empfang nahm. Sie ging, Gilda an der Hand führend, leise zu der Felsstreppe, dort stand ein kurzer, unterseher Seemann, den an seiner Brille Gilda als ihren Vater erkannte. Gilda zeigte auf die Brille und Hoorn nahm sie sofort ab und steckte sie in die Tasche.

Man sprach kein Wort.

Gilda übergab ihrem Vater ein Päckchen. Dann gab sie ihm die Hand, ein leises, krampfhaftes Schluchzen ward hörbar, die Schließersfrau drohte Gilda.

Ihr Vater stieg in das Boot und dies glitt langsam, an den Felsen sich hinziehend, rückwärts, als wollte es das Land erreichen, der Küste zu, dann machte es plötzlich eine Wendung und keuerte in die Meerenge hinaus.

Gilda gab jetzt der Frau nach der Anweisung ihres Vaters zehn Noten, welche dieselbe zählte und hastig in ihrem Brusttuch verbara.

Lautlos glitt das Boot mit den drei schweigenden Männern dahin.

„Hundert Lire für jeden von Euch, wenn ihr in zwei Stunden mich drüben ans Land bringt!“ wandte der Kapitän sich jetzt an die Ruderer.

„Es soll so sein, Signore“, erwiderten diese, die Riemen kräftig weiter ziehend.

Man sah schon die Lichter von Reggio, als auf dem dunklen Wasser ein schattenloses Boot sichtbar wurde.

Die Ruderer hielten mit rudern inne und verharteten lautlos. Das Boot fuhr vorüber.

„Daganierri!“ murmelten die Männer, „Zollkreuzer! Stecken ihre Nase in alles, wir müssen vorsichtig weitergehen.“

Das Boot glitt dem Lande zu.

Plötzlich fiel ein röthlich matter Lichtstrahl über das Wasser, es entstand ein fahl-röthlicher Schimmer, der die Fluth braun-purpurn aussehen ließ. Das Licht wurde heller und der Mond erschien als eine große, röthlich-gelbe Scheibe. Nach wenigen Minuten lag ein weißlicher Lichtschimmer auf dem Meer, der alles weithin erkennen ließ, nicht klar und deutlich, sondern als tiefdunkle gigantische Masse, so die Felsen, einzeln anfernde Schiffe und die Berge.

Die Ruderer trieben das Boot mit Macht, um in die Schatten der Küste zu gelangen, aber das Zollkreuzerboot hatte sie schon entdeckt und lief auf sie zu.

Jetzt entstand eine wilde Jagd, die Ruderer arbeiteten, daß ihnen der Schweiß von der Stirne troff, die Armmuskeln ihnen zu zerpringen drohten und ihre Brust ächzte und stöhnte.

„Dreihundert Lire für jeden von Euch, wenn Ihr mich sicher ans Land bringt!“ rief Hoorn aus.

Und wirklich, es schien zu gelingen, denn jetzt trat schon das Boot in den Schatten der Berge und war so unsichtbar für die Verfolger.

„Ruht euch ein wenig aus“, flüsterete der Kapitän, „und dann ändert total die Richtung.“

Die Männer hielten einige Augenblicke den Kahn still, man hörte aber Ruderschläge und schloß daraus, daß die Zollbeamten ihnen auf der Spur wären. Diese hätten sicher nachgeforscht, was die Männer veranlaßte, so spät Abends nach Reggio hinüberzufahren, den Legitimationschein von dem Marinesteuermann einzusehen gewünscht, und da dieser keinen solchen vorzuweisen hatte, ihn auf das Hafenamit mitgenommen, wodurch die Flucht vereitelt und sie am Morgen schon, wenn die Zellen revivirt wurden, entdeckt worden wäre.

Könnte er aber an das Land gelangen, so war ein vorläufiges Versteck leicht zu finden, gute Bauern würden ihn verborgen haben und er mit reichlichen Geldspenden im Stande sein, ganz sicher weiter fliehen zu können — der Kapitän kannte die Verhältnisse in Kalabrien.

„Vorwärts, Jungen!“ rief er, anfeuernd. „Hier habt ihr Geld,“ — und er reichte jedem der Männer hundert Lire — „das andere am Lande!“

Das Boot glitt in der Dunkelheit weiter, es wand sich, von den geschickten Ruderern geführt, wie ein Fal, bald rechts, bald links, jetzt vorwärts, jetzt zurück, um dem sich nähernden und den Schatten ganz regelrecht lavirend durchsuchenden Kahn der Zollbeamten auszuweichen. Man war schon nahe dem Lande, daß man in der stillen Nacht die Brandung hören und mattweiß schimmern sehen konnte, da kam ein Boot vom Land auf sie zu und „Halt, wer da! Man siehe still!“ ertönte ein lauter Ruf. „Im Namen der Regierung, die Zollwache!“

Der Kapitän fuhr zusammen und die Ruderer wandten ihr Boot und fuhren in gerade entgegengesetzter Richtung wieder in die Meerenge hinaus.

Da stieg eine Rakete von dem Boot aus zuckend in die Luft, sie ließ eine Zahl blendend weiß leuchtender Kugeln fallen, die das fliehende Boot und einen weiten Kreis um dieses herum tageshell erleuchteten.

„Halt wer da! Steht still!“ erschall es nochmals, ganz nahe hinter ihnen jetzt, „im Namen der Regierung!“

Mit verzweifelter Kraft zogen sie die Ruder, Hoorn jetzt mit, und das Boot schob in die See hinaus.

Hoorn stand aufrecht im Boote, er hatte ein Reservieruder ergriffen, es durch den Steuerring gesteckt und half sein Boot treiben.

Plötzlich fuhr ihnen das erste Boot, welches ihnen schon lange nachgestellt hatte, in einem großen Bogen quer vor. „Halt, im Namen der Regierung!“ ertönte es jetzt auch von diesem.

Hoorn ließ die Ruderstange fahren und stürzte sich in das Wasser, er war ein sehr guter Schwimmer. Sein grauer Kopf — die Mütze mußte er verloren haben — schimmerte über der dunklen Fluth, man sah ihn mit mächtigen Schwimmbewegungen sich nach der Richtung der Küste hin entfernen, er tauchte unter und kam wieder hervor.

Das eine Zollschiß hielt jetzt die Ruderer des verdächtigen Bootes fest, das andere fuhr ihm nach.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Humoristisches aus dem alten Reichstage. Auf der Journalistentribüne des alten Reichstages — so schreibt man uns wo der Humor stets so gastliche Stätte fand trieb unter Anderen ein höchst naiver Fragebold sein zugleich störendes und belästigendes Wesen, das ich Ihnen durch ein paar seibsterlebte Proben beluchten möchte. Im Sitzungssaale herrschte eine kühle Atmosphäre. Regierung und Volksvertretung hatten einige Höflichkeiten ausgetauscht. Einer der Gewaltigsten am Bundesratsstische hatte einer Partei ihr Sündenregister vorgehalten und etwa geschlossen: „Das sind also dieselben Herren, die seiner Zeit mit Pauken und Trompeten in das Lager der K... übergingen. Mit solchen Herren kann keine Regierung paktieren!“ — „Was hat die Pauke?“ fragt unser Held. — „Die Pauke hat ein Loch!“ erwidert mit unerschütterlichem Gleichmuth der gequälte Nachbar, und unser Freund schreibt im löblichen Eifer denn auch mechanisch nieder: „Die Pauke der Regierung hat ein Loch!“ und um diesen kühnen Ausspruch eines Reinerungsvertreters sich und den Lesern glaublicher zu machen, fügt er hi-zu: (Hört! hört! links) und fährt dann fort: „Das haben die Herren verschuldet, mit ihnen kann man nicht paktieren!“ — Im Hause tritt man sich um die Vortheile und Nachtheile eines Kalimonopols? Unser Held fragte wieder eifrig. Der Redner sprach über die Bereitstellung von einigen Millionen für die Zwecke der Kalivortage und führte aus, daß andere Länder von uns so und so viel Kali bezögen, weil sie selbst nur geringe Mengen an Kali erzeugten u. s. w. Da fragt er wieder: „Was hat er gesagt? Woher kommt der Kali?“ — „Aus Kalifornien!“ hat er gesagt, erhält er prompt zur Antwort, und am nächsten Tage las man staunend diese neue Thatfache im Bericht einer der größten Zeitungen Deutschlands! — Mit großer Mühe noch rechtzeitig zurückgehalten wurde eine andere epochemachende Erfindung, die vom selben schöpferischen Herrn ausging. Man besprach im Reichstag die Reblauspest. Ein etwas undeutlicher Redner zählte eine Reihe Mittel gegen die Reblaus auf und nannte die runden Summen, die die Anwendung dieser Mittel verschlänge. „Wie hieß das letzte Mittel zur Vernichtung der Rebläuse?“ fragte unser Freund nach vielen Vorfragen. „Anlauf und Abbruch“ von Rehbühnern!“ war die Erwiderung. Er merkte den blutigen Kalauer nicht, sondern fügte seinem Bericht ein: „5) Anlauf und Abbruch von Rehbühnern.“ Diese That hätte dem Humoristen wider Willen beinahe seinen Posten und seinen Arbeitsgenossen manche vergnügliche Viertelstunde gekostet.

Megir-Bräu ist die Bezeichnung, welche sich eine Hamburger Brauerei für ihren diesjährigen Vorkiebstoff erdacht hat. Megir ist belanftlich sonst ein Herr der Pluthe, dem Ned und Mir sich heugt, aber von diesem Vorkiebstoff könnte füglich ein begeisterter Zecher behaupten, daß nir darüber gehet, denn es soll, wie man uns meldet, ein mit Sorgfalt aus dem besten Material hergestellter vorzüglichster Trunk sein, der ausgezeichnet mundet. Daß er auch „nedlich“ sein kann, versteht sich beim Vorkiebstoff von selbst. Die Etikette ist in buntem Farbendruck auf Goldgrund hergestellt und verbildlicht den Megir als würdigen Meerzreis in einem marinenblauen Talar, umgeben von seinem weiblichen Hofstaat in etwas leichterem Kostüm.

Die japanische Infanterie trägt Unterkleider aus Papier. Das verwendete Papier, bei dem man aber nicht an unser europäisches steifes, leicht zerreißbares Papier denken muß, ist gelblich und so fest, daß man sogar die Knopflöcher in den Kleidungsstücken hat ausfüllen können, wie bei Leinen-Hemden. Die einzelnen Theile sind theils aneinandergeliebt, theils mit der Nähmaschine aneinandergnäht, an den Händen mit Leinen-Ligen befest, auch mit Vorgesellknöpfen versehen. Man rühmt diesen papiernen Tragenzeugen Sauberkeit und Billigkeit nach, und die Soldaten sollen sie gern tragen. Von Waschen kann natürlich bei dieser eigenartigen „Leidwäsche“ keine Rede sein. Die japanischen Soldaten tragen diese Hemden und Unterbekleider bis sie auseinanderfallen und erhalten dann neue.

Ein hübsches Weihnachtsgeschenk traf am ersten Feiertage in dem preußischen Städtchen Herzprung ein. Am Todtenfeite hatte ein zehnjähriger Knabe in Abwesenheit seiner Eltern an den Kaiser ein Schreiben gerichtet mit der Bitte, ihm, da er jetzt schon viel Luit zum Soldatenwerden hätte, eine von einem Prinzen bereits getragene Uniform zu schenken. Groß war nun das Staunen der Eltern des jungen Bittstellers und dessen Freude, als er plötzlich eine Sendung vom Hofe erhielt. Zwar enthielt dieselbe nicht die erbetene Uniform, aber ein niedliches Schiffchen und 135 Bleisoldaten, an denen die Prinzen sich bisher erfreut hatten. Außerdem wünschten diese dem kleinen Soldatenfreunde unter herzlichem Grüßen ein recht fröhliches Weihnachtstfest.

Auch „Kindermund.“ Ein süddeutsches Blatt erhält folgende Zuschrift: „Da ich sehe, daß Sie sich dafür interessieren, so theile ich Ihnen hochachtungsvoll mit, daß am Abend vor St. Nilolo meine zehnjährige Tochter Adele und meine beiden Buben von neun und acht Jahren zusammen 9 Striegel, 34 Kapsel und anderthalb Kilo Rüsse außer dem gewöhnlichen Nachtmahl verzehrt haben, und bitte ich ergebenst, dies unter Ihren Notizen abzuzeichnen. Ich zeichne unterthänigst Friedrich W. . . . Tischlermeister.“

Nicht mehr ganz neu. Redakteur (nachdem er einen von einem gelegentlichen Mitarbeiter eingereichten Wis gelesen): Wo ist

der andere? Mitarbeiter: Welcher andere? Redakteur: Nun, so viel ich weiß, hat doch Noah immer zwei von derselben Art mit in die Ark.e genommen.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren &c. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

Gedichte von Otto Bauer. Verlag von Bernhard Paul, Berlin, brosch. 2 M., in Leinen mit Goldschnitt 3 M. Es liegt hier vor uns eine Sammlung von Liedern, die von Vaterland und Turnerei, von Lenz und Liebe, von Wässern und Wäldern, vom Wandern und von des Lebens ernstem, schönen Frierstunden singen und sagen. Die meisten der Gedichte sind schön, manche sogar reizend, wenige nur dem meisten sich nicht zu höherer Empfindung aufzuschwingen, so z. B. kommen uns die Gedichte auf Seite 79 und 81 etwas zu prolaisch und hausbacken vor, wenn man sie an der idealen Nüchternheit, die so viele andere nehmen. Bei vielen freut man sich über die Formgewandtheit, über die schöne Diktion und über das warme Gemüth, aus dem sie wie ein frischer Springquell fließen.

— Interessante Abbildungen von Schneekristallen finden sich in dem neuesten Hefte der illustrierten Zeitschrift für Naturfreunde „Natur und Haus“. Sie zeigen die Photographien von Schneekristallen, bedauernd vergrößert, die Professor G. Nordenfjöld im Winter vorigen Jahres in Stockholm angefertigt hat. Es ist überrachend, welche Fülle der verschiedenartigen Ornamente hier die Natur hervorzu er. Der Herausgeber Dr. Staby hat den erläuternden Text dazu geschrieben. In dem gleichen Hefte ist eine ganz vortreffliche lebenswahre Abbildung des sogenannten „Kletterfisches“ enthalten, welche dem Beschauer diese interessanten Fische theils im Wasser, theils kletternd am Ufer zeigt. Dem Fisch wird die Fortbewegung auf dem Lande durch starke Kiemen-deckel ermöglicht, die er nach außen biegt und mit denen er sich stützt und unter Beihilfe des hinteren Schwanztheiles vorwärts bewegt. Alle Aquariensfreunde seien besonders auf diese interessante Darstellung aufmerksam gemacht. Von dem weiteren Inhalte der neuesten Hefte, die wieder den verschiedenen Liebhabereien gerecht werden, seien hier folgende, meist trefflich illustrierte Aufsätze genannt: Das Präpariren und Ausstopfen von Säugethieren. Von Rob. Voegler. — Der Kamminäger. Von B. Matshie. — Von den Wanderungen der Landsögel. Von C. U. L. von Binzer. — Dankbare Treibjungen. Von M. Gesdörffer. — Der Vurpurfronkuf. Von Ed. Mübiger. — Der Tintenfisch. Von Dr. L. Staby. — Der Fuchs und sein Fang auf dem Schwanenhalde. Von D. S. Brand. — Kleine Mittheilungen. — Monatskalender. — Briefkasten. Und diese Fülle des Gebotenen für nur 1 M. 20 Pf. vierteljährlich. Jeder Naturfreund lasse sich ein Probeheft gratis und franco kommen vom Verlage von „Natur und Haus“, Berlin SW. 46.

— „Ein recht glückliches Neujahr“, unter diesem Flagenzinal am Großtop erscheint die neueste Nummer der „**Modernen Kunst**“ (Verlag von Rich. Bong, Berlin, 4 Hefte 60 Bfg.). Hans Bohrdt stellt ein prächtiges Bild mit diesem Titel an die Spitze eines Artikels, in dem er mit Wort und Bild das Neujahrstfest in unserer Marine schildert, während Hans Angel von Bräve auf Grund eigener Beobachtung das Diner der Generale bei Dressel in Berlin den Lesern vorführt. Kommt hier die Stimmung beim Jahreswechsel zur Geltung, so bietet der sonstige Inhalt des soeben erschienenen Heftes wieder eine Fülle des Schönen und Unterhaltenden. Unter anderem kommt in einer prächtigen neuen Novelle von Wilhelm Meyer, dem Verfasser der Christi bild „Marzivan“ iener Humor zu Worte, der lachend und weinend zugleich ein Stückchen des Alltäglichen schildert, das so viel des unbeachteten Interessanten bietet. Bis in die kleinsten Notizen der Beilagen hinein erstreckt sich das Bestreben der Redaktion der „Modernen Kunst“, alle Lebensercheinungen zu verfolgen und in Text und Illustrationen wieder auszuspiegeln.

— **Der Herr von Zalaur.** Roman von Alice C. Stürckow. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Die Geschichte ist nicht neu, die uns die Verfasserin erzählt: Zwei Leute die sich lieben, werden durch die Macht der Verhältnisse getrennt, und tragen jahrelang ihr einsames Leid, das von den Wenigsten geahnt wird. In treuer Blüthenfüllung suchen sie die alte Liebe zu vergessen, doch ein unverhofftes Wiedersehen läßt die frühere Neigung in neuer Muth entbrennen, und nach schweren äußeren und inneren Kämpfen wird den Liebenden die endliche Vereinigung beschieden. — Das alte Thema wird aber von der Verfasserin in einer Weise behandelt, die die Lectüre des Romans ungemein anziehend macht. Vor allem ist ihr Talent, Personen und Gegenden zu schildern, hervorragend, ihre Beschreibungen sind frisch und, obgleich anmuthig und lieblich, doch frei von allem Sentimentalen. Das Buch ist aufs Wärmste zu empfehlen.

— In Hinblick auf den schon in Hannover beendeten Prozeß Leuk gewinnit der vor Kurzem (im Verlage des Bibliographischen Bureau, M. G., Berlin) erschienenen Sittenroman „**Chelose Scham**“ eine besondere, eine symptomatische Bedeutung, eine Aktualität, von der sich der Verfasser bei Niederschrift seiner Arbeit wohl nichts träumen ließ. Ein Drama wie es der Prozeß Leuk zeitigt, gehört zum letzten dieser Art, von nn die in der „Chelose Scham“ proklamirte Tendenz in unserem sittlichen Leben den Sieg davonträgt. — Wir kommen demnächst auf das Buch zurück.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Gebensleben. — Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele in Halle (Saale), Leipzigert. 87.